Von der lateinischen Messe zum Wortgottesdienst, von der Beichte zum Versöhnungsweg: Vieles änderte sich nach dem Konzil ab 1966. Die Gläubigen in der Diaspora waren bereit, die Veränderungen mitzutragen. Mehr Mühe bekundete die Amtskirche mit den Umsetzungen.

Wortgottesdienstfeier mit Nicole Macchia im Kirchlichen Zentrum Lee Riniken 2016.

[Von der lateinischen Messe zum Wortgottesdienst]

Lateinische Messe und neues Verständnis von Kommunion

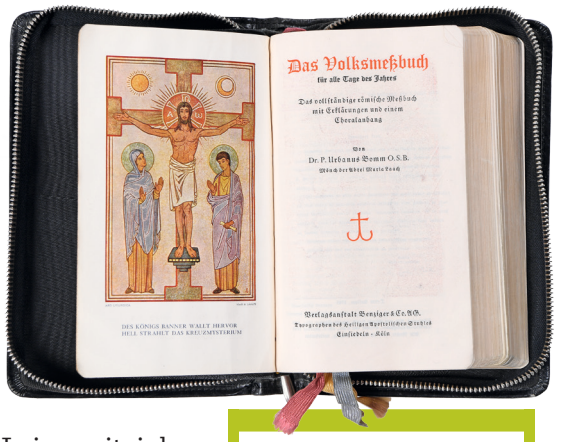
Die einstige Birrfelder Seelsorgerin Rita Bausch erinnert sich lebhaft an die früheren Gottesdienste. So schildert sie, wie man als Laie der lateinischen Messe folgen konnte. «Von der Grossmutter hatte ich ein Gebetsbuch erhalten. Die eine Hälfte der Seite zeigte den deutschen Text, die andere war Latein. Der Altar stand damals vorne an der Chorwand, doch man konnte den Ablauf mitverfolgen, denn das Messbuch wurde von einer Seite des Altars auf die andere getragen, die Ministranten senkten die Köpfe, das Glöcklein erklang. Das waren Zeichen, an denen man sich über den Ablauf der Messe orientieren konnte. Das Wichtigste war die Wandlung. Jeder Priester war verpflichtet, täglich die Messe zu lesen. Gab es mehrere Priester an einem Ort, so las jeder seine eigene Messe, alle fünf Minuten läutete irgendwo die Glocke zur Wandlung. Da gab es – vor allem ältere – Leute, die eine Wandlung nach der anderen mitfeierten. – Früher kam man oft zu spät. Der ganze Wortgottesdienstteil gehörte nicht zur Sonntagspflicht. Die Sonntagspflicht dauerte von der Opferung, der heutigen Gabenbereitung, bis zur Kommunion des Priesters.» Nach dem Konzil wurde die «Konzelebration» ermöglicht, das heisst, mehrere Priester konnten gemeinsam die Wandlung vornehmen.

«Damals kommunizierten ganz wenige am Sonntag», erklärt Rita Bausch. Die Austeilung der Kommunion erfolgte vor dem Gottesdienst, das heisst, der Pfarrer, Kaplan oder Vikar war fünf Minuten vorher da, ging zum Tabernakel, nahm das Ziborium heraus und teilte die Hostien aus. Die Leute knieten an der Kommunionbank und empfingen die Hostie auf die Zunge, danach gingen sie zurück an ihren Platz. Während der Messe kommunizierte nur der Priester. Rita Bausch erinnert sich, dass man – im Gegensatz zu heute – sich eher exponierte, wenn man kommunizierte. Heute falle eher auf, wenn man am Platz bleibe. «Doch das ergab sich aus einem neuen Verständnis der Sakramente, das in den 1950er-Jahren wuchs.» Damals hatte eine Entflechtung zwischen Busssakrament und Empfang

Sonntagspflicht: Gilts oder gilts nicht?

Zur Sonntagspflicht, auch Sonntagsgebot genannt, zählt die katholische Kirche das Gebot, am Sonntag und an den Feiertagen die heilige Messe mit Andacht zu verfolgen. Bis zum Konzil bedeutete dies, folgenden Gottesdienstteilen beizuwohnen: Opferung (Gabenbereitung), Wandlung und Kommunion. Vorher und nachher musste man nicht anwesend sein. Der Teil des Wortgottesdienstes hatte kein Gewicht. «Gilts oder gilts nicht?», diese Frage stellte man sich damals. Wer die Sonntagspflicht absichtlich versäumte, beging eine schwere Sünde.

der Kommunion stattgefunden. Rita Bausch: «Wir lernten allmählich, dass Gott in jedem Sakrament Schuld verzeiht. Man sprach von Messe und Kommunion, noch nicht von Eucharistie. Ebenso wuchs das Verständnis, dass Kommunion nicht eine Belohnung ist für die ganz Guten oder das Gutsein, sondern dass Jesus alle aufforderte, zu ihm zu kommen.»



Impulse aus der liturgischen Bewegung veränderten den Gottesdienst. Zentrales Anliegen war die aktive Teilnahme aller Gläubigen an der Liturgie. Wichtig wurde daher die Verwendung der Volkssprache neben dem Latein der priesterlichen Liturgie, etwa in der Betsingmesse. Laien-Messbücher wie der «Volks-Schott» der Benediktinerabtei Beuron und das «Volksmessbuch» des Maria Laacher Benediktiners Urbanus Bomm (im Bild) spielten eine grosse Rolle in der liturgischen Bewegung. Anhand der Übersetzungen konnte man das Geschehen am Altar andächtig mitverfolgen und verstehen.

Eucharistie bedeutet Opfer Christi und Abendmahl

Lange vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gab es liturgische Überlegungen, wie man zeitgemäss Gottesdienst halten soll und wie die Laien miteinbezogen werden können. So ermöglichte das Volksmessbuch mit den ins Deutsche übersetzten Texten ein bewussteres Mitfeiern oder gar leises Mitbeten der lateinischen Messe. Der «Schott» oder der «Bomm», wie die Volksmessbücher nach ihren Übersetzern genannt wurden, fanden weite Verbreitung unter den Gläubigen.

Die tätige Teilnahme der Getauften im Gottesdienst war ein Hauptanliegen der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Konzilsbeschlüsse nahmen auf, was damals teilweise schon verwirklicht war. Doch erst nach dem Konzil wurde die Liturgiereform überall umgesetzt. Es war ein langer Prozess der Veränderung und Gewöhnung.

Pfarrer Eugen Vogel beschreibt den Wandel gegenüber früher: «Zeitgemässe Liturgie bedeutete in den 1960er-Jahren, dass die dogmatische Sprache des Messtextes durch ein verständliches Deutsch ersetzt wurde. Der Priester musste nicht mehr mit dem Rücken zum Volk stehen. Dahinter stand eine theologische Umdeutung: Bisher hatte die Eucharistie die Vergegenwärtigung des Opfers Christi am Kreuz betont. Daher hatte der Priester sich am Hochaltar an Gott gewandt, den Rücken zum Volk. Doch Eucharistie bedeutete nun stärker das Abendmahl Jesu und damit kam die Hinwendung zum Volk.» Pfarrer Eugen Vogel erlebte die vorkonziliare Priesterausbildung, trug den Wandel aktiv mit und erklärt, in seiner Ausbildung habe er schon gewusst, «dass die Eucharistie a) Vergegenwärtigung des Opfers Jesu Christi am Kreuz und b) Abendmahl bedeutet. Nur hatte man damals das Abendmahl nicht so betont und es 400 Jahre lang den Reformierten überlassen. Im Sinne der Ökumene hat man nun das Abendmahl mehr betont. Doch in der Theorie war es immer schon vorhanden gewesen.»[1] Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil setzte sich die zweite Deutung durch.

1 Gespräch Eugen Vogel, 13.3.2013.

Mit der Hinwendung des Priesters zum Volk wurde der Hochaltar an der Chorwand überflüssig. Die Vorstellung bestand darin, dass der Priester mitten unter den Gläubigen stehen sollte. So erinnert sich Eugen Vogel: «Den Altar in Windisch wollten wir weiter vorne haben. Da wo er heute steht, ist es ein Kompromiss.» Planung und Bau der Windischer Marienkirche verliefen parallel zum Konzil (siehe Kapitel Kirche und Architektur). Die Weihe der Windischer Kirche geschah im letzten Konzilsjahr. Manche Änderungen konnten bereits aufgenommen werden, anderes verlangte eine Kompromisslösung oder eine Portion Schlauheit.
Eine Episode, die Eugen Vogel erzählt, beschreibt anschaulich den Wandel in der Praxis des Kommunionempfangs, der auch bauliche Auswirkungen hatte: «Die Ehrfurcht vor der Hostie war damals

Taufe kurz vor dem Mittagessen

In den 1960er-Jahren wurde noch jeden Sonntag getauft. Es war eine kurze Angelegenheit nach der Spätmesse, kurz vor dem Mittagessen. Da die Kinder unmittelbar nach der Geburt getauft wurden, blieben die Mütter zu Hause. Dreissig Jahre später hatte sich die Taufpraxis geändert. Die Taufe wurde nicht mehr als Sakrament der Reinigung von der Erbsünde betrachtet, sondern betonte die Aufnahme des Täuflings in die Gemeinde. Damit wurde der Taufstein vom Eingang in die Nähe des Altars verlegt. Mit dem Bedürfnis nach persönlicher Ausgestaltung und dem Einbezug der Angehörigen wurden die Gottesdienste länger – das führte zu Reklamationen und schliesslich zu besonderen Tauffeiern ausserhalb des Gottesdienstes. Bild: Taufe mit Rudolf Hofer 2011 in Brugg.

Hochbetrieb am Sonntag

1966 beschrieb Pfarrer Lorenz Schmidlin einem Aushilfspater die Gottesdienstordnung. Es herrschte Hochbetrieb am Sonntagmorgen.

7 Uhr	Frühmesse, meist von Eltern besucht, die nach dem Gottesdienst ihre Kinder für die Jugendmesse bereiten müssen, daher ist es üblich, die Hauptpredigt entweder gekürzt oder in sinnvoller Zusammenfassung zu geben
8.15 Uhr	Jugendgottesdienst
9.15 Uhr	Christenlehre
10 Uhr	Hauptgottesdienst, Predigt dauert ca. 15–20 Minuten
11.10 Uhr	Spätmesse, Predigt gekürzt, da anschliessend die Taufen gehalten werden
11.50 Uhr	Taufspendung
11.15 Uhr	Gottesdienst in Schinznach-Bad
19 Uhr	Abendmesse

Mit der Hinwendung des Priesters zum Kreuz betonte er die Vergegenwärtigung des Opfers Jesus Christi am Kreuz. So feierte Vikar Adolf Studer im Jungwachtlager 1952 mit dem Rücken zu den Jungen.

übertrieben. Man musste sie ja auf den Knien empfangen, und dafür gab es die Kommunionbänke. 1965 war das schon nicht mehr üblich. Bischof Franziskus von Streng war aber ein Verfechter des Kommunionempfangs auf Knien und bestand beim Kirchenbau auf diesen Kommunionbänken. Der Architekt schlug darauf folgende Lösung vor: Wir planen den Innenraum ohne Kommunionbänke, machen aber vorne vor der ersten Stufe Löcher in den Boden. Wenn der Bischof zur Kirchweihe kommt, stecken wir dort für diesen Tag die Kommunionbänke hinein. Und bei der Kirchweihe waren die Kommunionbänke tatsächlich da. Nachts um ein Uhr nach der Kirchweihe haben drei Leute die Kommunionbänke in den Keller versorgt. Nie hat jemand reklamiert, auch nicht der Bischof, als er später zur Firmung kam.»[2]

Veränderte Praxis bei der Kommunionspendung

Mit der Mundkommunion vermied der Gläubige die Berührung des Allerheiligsten, der Priester legte die Hostie jedem direkt auf die Zunge. Nach dem Konzil wurde die Handkommunion eingeführt, so wie sie heute üblich ist.

Vor dem Konzil galt das «Nüchternheitsgebot» für Jung und Alt. Vor der Einnahme der Kommunion durfte ein Katholik weder getrunken noch gegessen haben. Ein Beispiel belegt, dass diese Praxis noch 1958 von Jugendlichen verlangt wurde. Beim Kantonaltreffen des Aargau-

2 Gespräch Eugen Vogel, 14.3.2014.
3 Archiv Kirchgemeinde: Mappe Kantonaler Jungwachtbund Aargau, Kantonstreffen Brugg 14./15. Juni 1958, Gespräch Eugen Vogel.

Mit der Hinwendung des Priesters zum Altar, in Richtung Volk betend, betonte er die Bedeutung des Abendmahls in der Eucharistiefeier. Nach dem Konzil wurde die Konzelebration eingeführt. Durfte vorher nur jeder Priester einzeln die Messe feiern, so war es jetzt gemeinsam möglich. Damit wurden die Seitenaltäre überflüssig. Installation von Kurt Bader 1977. V. l.: Josef Elser, Seelsorger Brugg-Nord, Vikar Niklaus Arnold, Brugg, Pfarrer Kurt Bader, Pfarrer Eugen Vogel, Windisch, Regionaldekan Arnold Helbling, Diakon Willi Zuber, Seelsorger in Schinznach.

ischen Jungwachtbundes in Brugg 1958 mit über tausend Jungwächtern hielt man in den «Organisatorischen Weisungen an die Gruppenführer» fest, dass die «Buben vor der Nachtruhe und am Morgen bei Tagwache auf das Nüchternheitsgebot aufmerksam zu machen» seien. «Die Scharen begeben sich geschlossen in Zweierkolonnen zur Heiligen Messe auf dem Schulhausplatz», lautete die Anweisung.
Die Veränderung in der Liturgie betraf auch das Liedgut. Eugen Vogel dazu: «1968/70 gründete ich den Jugendchor Rhygo, vom Wort rhythmische Gottesdienste. Einen Jugendchor zu gründen, war trendig: Man hatte genug von den alten Liedern. Der Inhalt der alten Lieder entsprach einer alten Frömmigkeitsauffassung, mit der die Jungen nichts mehr anfangen konnten. Dann kamen die neuen holländischen Lieder, die wurden mit viel Begeisterung gesungen. In dieser Boomphase nach dem Konzil haben die Leute vieles mitgemacht. Es gab ganz wenige, die dagegen waren. Ein Beispiel: Ich hatte Hans Küng zu einem Vortrag eingeladen. Da war nur einer, der offen dagegen war.»[3]

Erster Wortgottesdienst in Brugg-West

Die katholische Bevölkerung im Schenkenbergertal hatte im November 1971 mit Willi Zuber den ersten Laienseelsorger erhalten, der mit einer besonderen Erlaubnis des Bischofs Gottesdienste feiern und taufen durfte. Schon einen Monat nach seiner Einsetzung im

Dezember 1971 führte er den ersten Wortgottesdienst mit Kommunionspendung durch. «Gegen 80 Personen wohnten der eindrücklichen Feier bei. Dass in diesem Tal ‹Gemeinde› ohne grosse äussere Strukturen möglich werde, Gemeinde in urkirchlicher Form, dazu haben der Gottesdienst im Singsaal und die anschliessende Zusammenkunft im ‹Bären› zu grosser Hoffnung Anlass gegeben», schrieb Lorenz Schmidlin im «Pfarrblatt». Von nun an hielt Willi Zuber regelmässig Gottesdienste mit Kommunionspendung ab. Nur wenn er in den Ferien war, kam ein Priester, der Eucharistie feierte. 1978 erklärte Willi Zuber, dass der Weisse Sonntag ohne Eucharistie-Feier abgehalten werde. «Da nur etwa fünf Mal jährlich eine Messe gefeiert werden kann, sollen die Erstkommunikanten nicht vor etwas gestellt werden, das für sie neu ist und das sie noch nie erlebt haben.» Zuber sah sich zu dieser Lösung gezwungen, weil es personell nicht anders möglich war, auch wenn es kirchenrechtlich nicht in Ordnung war. Da keine Beschwerde einging und alle Pfarrer und Vikare gleichzeitig an den verschiedenen Orten eingesetzt waren, liess sich die Situation nicht ändern. Doch in Zukunft sollte der Brugger Vikar einmal im Monat im Schenkenbergertal Messe lesen. Willi Zuber berichtete, dass die Leute die Art seines Gottesdienstes angenommen hatten, es kamen regelmässig etwa 120 Gläubige. Das Experiment war ein Erfolg.[4]

Widerstand gegen Wortgottesdienste im Birrfeld

Ab 1972 wirkten in den drei Seelsorgebezirken Birrfeld, Brugg-West und Brugg-Nord Laientheologen. Mit ihnen kamen die Wortgottesdienste auf. Im Birrfeld stand mit René Merz ein laisierter Priester der Gemeinschaft vor, der viel Gottesdiensterfahrung mitbrachte und zu predigen verstand. Die Einführung des ersten Wortgottesdienstes im Birrfeld war somit günstig. Strikte gegen einen Wortgottesdienst eingestellt war ausgerechnet der Präsident des neu aufgestellten Seelsorgeteams, wie der Pfarreirat damals hiess. Sein Widerstand steht für die Überzeugung vieler Leute damals. So erläuterte er dem Seelsorgeteam anhand des «kleinen Konzilskompendiums», dass nur in Notsituationen ein Wortgottesdienst ohne Eucharistiefeier erlaubt sei, und es im Birrfeld keine triftige Begründung dafür gebe. Doch Pfarrer Eugen Vogel wollte einmal im Monat nach dem Gottesdienst mit der Windischer Gemeinde zusammen sein und konnte somit nicht ins Birrfeld kommen.[5]

So beschloss das Seelsorgeteam gegen den Widerstand des Präsidenten: Am Sonntag, 7. Mai 1972, sollte René Merz «versuchsweise» den ersten Wortgottesdienst halten. Die Reaktionen darauf wurden im

4 Pfarrblatt Nr. 1, 1.1.1972; AvKG: A.11.04.2. Protokoll Kirchenpflege 13.6.1978.

5 Eugen Vogel erklärte, dass er jeweils unmittelbar nach dem Gottesdienst in Windisch im Birrfeld sein musste. Einmal im Monat wollte er nach dem Gottesdienst mit den Windischern zusammen sein.

Jazzmusik und Gospels erobern die Kirche

Nach dem Konzil herrschte Aufbruchstimmung, im Bereich Musik wurde Neues möglich. Ende der 1960er-Jahre war es trendig, einen Jugendchor zu gründen. Neue Lieder begeisterten die Jungen, sogar Jazzgottesdienste fanden statt.

Rechts: Der erste Jazzgottesdienst in der Kirche Windisch 1969.

Unten: Gruppenfoto des Jugendchors Rhygo Windisch auf dem Kirchplatz.

Laien verkünden das Wort Gottes im Kirchlichen Zentrum Lee im Mai 2013: Den Gottesdienst mit viel Musik zum Muttertag gestaltete das Wortgottesdienst-Team.

nächsten Protokoll des Seelsorgeteams anonymisiert festgehalten: «Sprecher 1: Es war die Meinung, diese Art Gottesdienst sei positiv aufgefasst worden. Sprecher 2: Es ist beobachtet worden, wie anfangs des Gottesdienstes ein älteres Ehepaar die Kirche verlassen hat. Sprecher 3: Man hatte schon Freude an diesem Gottesdienst, jedoch fehlte doch das Wichtigste, die Wandlung von Brot und Wein. Es wäre falsch, Propaganda zu machen für Wortgottesdienste z. B. in der Zeitung. Sprecher 4: Es geht nicht darum, die Messe abzuschaffen. Vielmehr sollten die 80 Prozent, welche noch nicht zur Gemeinschaft gehören, erfasst werden mit Wortgottesdiensten. Allgemein sind alle Anwesenden der Meinung, dieser Wortgottesdienst sei gut gefeiert worden und gut vorbereitet gewesen. Wir beschliessen: Ab Juni jeden ersten Sonntag im Monat den Wortgottesdienst zu halten und am Samstag vorher um 18 Uhr Eucharistie zu feiern.»

Im Seelsorgeteam herrschte schlechte Stimmung, man zog nicht am gleichen Strick: Für den Präsidenten bot ein Wortgottesdienst keinen Ersatz für die Sonntagsmesse. Ein laisierter Priester hätte seiner Überzeugung nach auch keinerlei priesterliche Funktionen mehr ausüben dürfen. Der Präsident akzeptierte auch nicht, dass bei einem Wortgottesdienst-Sonntag die Sonntagsmesse am Samstagvorabend gehalten wurde. So kam es zur Kampfwahl ums Präsidium des Seelsorgeteams. Die grosse Mehrheit stand hinter Pfarrer Eugen Vogel und wählte einen Präsidenten, der den neuen Kurs mittrug.[6]

6 Archiv Kirchgemeinde: Protokolle Seelsorgeteam Birrfeld 2.3.1972, 27.3.1972, 18.5.1972, Protokoll Katholikentreffen Birrfeld 18.6.1973.
7 AvKG: A.11.04.2 Protokoll Kirchenpflege 25.8.1978, 27.10.1978, Gespräch Rita Bausch 29.3.2015.

Wie viele Eucharistiefeiern pro Monat sind gemeindebildend?

Die Nicht-Akzeptanz des Wortgottesdienstes hatte sich die Amtskirche selbst zuzuschreiben. Es entsprach nicht der Auffassung der Amtskirche, Wortgottesdienste und Eucharistiefeiern als gleichwertig anzuerkennen. Im August und Oktober 1978 besuchte Bischof Anton Hänggi die Pfarreien Windisch und Brugg. Dabei fragte man ihn: Erfüllt man die Sonntagspflicht auch mit einem Wortgottesdienst? Diese Frage beschäftigte in erster Linie die Pfarreiräte aus den Seelsorgebezirken Brugg-Nord und Brugg-West. Der Bischof wollte nichts dagegen einwenden, «wenn teilweise wie heute z. B. einmal pro Monat die Gemeindegottesdienste [ohne Messe] besucht werden. Das dient dem Aufbau einer Gemeinde. Aber das eine soll das andere nicht ausschliessen.» Der Bischof erklärte, dass die Gesamtpfarrei die eigentliche Gemeinde sei «und Gemeindeleiter im vollen Sinne des Wortes nur der ist, der Eucharistie vollziehen kann, in diesem Fall der Pfarrer von Brugg». Allerdings fehlten ausgerechnet die zur Eucharistie berechtigten Pfarrer. Bischof Hänggi betonte, «dass dort, wo nicht Eucharistie gefeiert wird, auch nicht Kirche im Vollsinn des Wortes ist». Ein Gesprächsteilnehmer widersprach in diesem Punkt dem Bischof, «dass er diese Version nicht akzeptiert». Die Pfarreiratspräsidentin des Schenkenbergertals brachte das Problem der Praxis auf den Punkt mit der Frage: «Wie häufig muss Pfarrer Bader präsent sein, damit er als Gemeindeleiter angesehen werden kann?» Denn im Schenkenbergertal wurde Diakon Willi Zuber als Gemeindeleiter anerkannt. Darauf der Bischof: «Diese Frage kann nicht mit abstrakten Zahlen beantwortet werden. Aber wo immer möglich, soll die Hochform des Gottesdienstes [die Messe] gewählt werden.»

Erst 1981 gaben die Bischöfe das Dokument «Unser Sonntag» heraus. Dort hielten sie fest: Es sei wichtig, dass die Gemeinde am Sonntag zusammenkomme, um Gottesdienst zu feiern. Viel wichtiger aber sei, dass die Gemeindeglieder überhaupt zusammenkämen, als dass eine Eucharistie gefeiert werde. «Es war sozusagen ein Dokument gegen den ‹Eucharistietourismus›, wonach man sonntags in jene Kirche reiste, wo eine Messe gefeiert wurde», interpretierte Rita Bausch dieses Dokument.[7]

Wortgottesdienste als Selbstverständlichkeit

In den 1970er-Jahren setzte der Veränderungsprozess ein. Doch noch 1979 waren sonntägliche Wortgottesdienste eine Seltenheit. Im Birrfeld gab es monatlich einen, in der Kirche St. Nikolaus in Brugg und in der Marienkirche Windisch gar keinen. In Riniken wurden

selten Wortgottesdienste gefeiert, so im Zusammenhang mit einer ökumenischen Feier oder im Rahmen eines Familiengottesdienstes. Nur in Schinznach feierte Diakon Willi Zuber monatlich regelmässig drei oder vier Sonntags-Gottesdienste ohne Eucharistie, doch mit Kommunionspendung. Bis zu seinem Abschied wurde bedauert, dass es unmöglich war, ihm «die volle priesterliche Bevollmächtigung» zu geben. «‹Seine› Gläubigen im Schenkenbergertal, er selbst, wir Mitarbeiter, die Behörden, ja selbst der Bischof stiessen hier an Grenzen in unserer Kirche und in ihrem persönlichen Engagement, die oft schmerzten. Grenzen, die uns als Teilkirche im Gesamt der katholischen Weltkirche auferlegt sind», schrieb Pfarrer Bader im «Pfarrblatt» zum Abschied von Willi Zuber.[8]

Wortgottesdienste sind 2015 die Regel und es geschieht bereits, dass Katholikinnen und Katholiken den Unterschied zwischen Eucharistiefeier und Wortgottesdienst nicht mehr kennen. Der heute über 90-jährige Pfarrer Eugen Vogel fasst diese Entwicklung wie folgt zusammen: «Das Konzil sagte, beides, der Tisch des Wortes und der Tisch des Brotes, sind Begegnungen mit Gott. Beide sind in sich wertvoll. Der Wortgottesdienst ist auch ein Teil der Eucharistie. Er ist etwas Eigenständiges, das schon lange in der Kirche seine Bedeutung hatte. Nur hat der Wortgottesdienst durch den Priestermangel den Beigeschmack einer Zweitrangigkeit erhalten, was theologisch absolut falsch ist. Die Leute müssen lernen, dass ein Wortgottesdienst ein vollwertiger Gottesdienst ist, doch das geht nicht so schnell.»[9]

Vor der Erstkommunion ging man zur ersten Beichte. Das Erinnerungsbüchlein zur ersten heiligen Kommunion hält Erika Suter in der Hand. Die Mutter hatte ihrem Kind das weisse Festkleid selbst genäht.

Aussergewöhnlich: Wortgottesdienst-Team in Brugg-Nord

Die langjährige Katechetin und einstige Kirchenrätin der Landeskirche, Ruth Vögtli, ist Mitglied der Wortgottesdienst-Gruppe Brugg-Nord. Sie erlebte die Anfänge und den Wandel: «Dass in den 1970er-Jahren Wortgottesdienste in Riniken gefeiert wurden, war hier akzeptiert, aber innerhalb des Bistums schon eher die Ausnahme. Es gibt immer noch Gemeinden in der Schweiz, die das nicht wollen. Es ging halt darum: Wenn schon keine Eucharistie möglich ist, dann soll man wenigstens einen Wortgottesdienst feiern. Unser Seelsorger, Josef Elser, suchte nach Möglichkeit einen auswärtigen Priester für die Eucharistie ‹einzufliegen›. Die Lehrmeinung hiess: ohne Eucharistie kein Sonntag. Die Praxis sah dazumal schon anders aus. Doch wenn sich die Lehrmeinung nicht ändert, dann klaf-

Ein besonderes Andenken zur Erstkommunion: In einfacher Sprache wird dem Kind der Sinn der Beichte erklärt.

fen Praxis und Theorie auseinander. Das Verfahren beim Feiern von Wortgottesdiensten hat sich ebenso verändert. Einst musste man die Texte abgeben zur Kontrolle. Heute fragt keiner mehr danach. Heute ist es auch so, dass ein Wortgottesdienst-Team ohne Theologen funktioniert. Aus einem Mangel heraus setzte man die Laien ein. Erstaunlich ist hingegen, wie sehr man den Laien freie Hand liess. Schon Pfarrer Schmidlin hatte Vertrauen zu den Katechetinnen und liess sie gewähren. Wir konnten bei Familien und Erstkommunion-Gottesdiensten fast alles selbst bestimmen. Die Pfarrer Bader und Ries liessen uns gewähren.»[10]

Veränderte Beichtpraxis

Ein kleines Büchlein erlaubt einen Einblick in das Beicht-Verständnis zur Zeit des Zweiten Weltkriegs. Am 16. April 1939 feierte Erika Suter in der Kirche St. Nikolaus in Brugg ihre Erstkommunion. Der besondere Festtag wurde fotografisch festgehalten. In der Hand hält das weiss gekleidete Mädchen ein Büchlein mit dem Titel «Andenken an die erste hl. Kommunion». Das Buch hatte der Einsiedler Benediktinerpater Zölestin Muff extra für Kinder geschrieben. Eingetragen war darin das Datum der ersten heiligen Beichte, welche Erika Suter drei Monate vor der Erstkommunion, am 18. Januar 1939, abgelegt hatte.

In einfacher Sprache erklärt das Büchlein dem Kind im ersten Kapitel das Sakrament der Busse. Durch die Taufe wurde die Kinderseele «engelrein». Und: «Wärest du gestorben, bevor du zum Vernunftgebrauche gekommen, so wärest du jetzt ein Engel im Himmel. Leider

8 Pfarrblatt, Nr. 18, 15.10.1979.
9 AvKG: A.11.04.2. Protokoll Pastoralgespräch, 25.8.1978, Gespräch Martin Vögtli, Pfarrblatt Nr. 11, 1.6.1979, Nr. 12, 15.6.1979; Gespräch Eugen Vogel 14.3.2014.
10 Gespräch Ruth Vögtli, 15.7.2015.

Gruppenbild der Erstkommunion-Mädchen mit Pfarrer Gottfried Binder und Vikar Marin Andermatt 1939 vor dem Aufgang in den Pfarreisaal in Brugg.

hast du seit jener Zeit so manches getan, was dir den Himmel verschliessen würde, falls du jetzt sterben solltest. … Wenn du Sünden begingest, dann musst du beichten und büssen, sonst bleibt dir der Himmel verschlossen.» Beschrieben wird dem Kind der Unterschied zwischen grosser und kleinerer Sünde. Fünf Rappen stehlen war bei Weitem keine so grosse Sünde wie ein Diebstahl von hundert Franken. Die kleinen Sünden nannte man lässliche, die grossen Todsünden. Von den Todsünden konnte man nur durch die heilige Beichte erlöst werden. Von den lässlichen Sünden konnte man sich freimachen durch reumütige Busswerke, doch der sichere Weg war die heilige Beichte.[11]

Den Wandel der Beichtpraxis beschreibt Pfarrer Eugen Vogel als eine Veränderung in Richtung Rückbesinnung auf das Wesentliche: «Die Beichte ist noch immer ein Sakrament. Aber die Anwendung hat sich so sehr verändert, dass die Beichte heute wieder das ist, was es ursprünglich sein sollte. Ich erlebe am Sterbebett noch Beichten. Es ist eine ernsthafte Angelegenheit, die Menschen sind ganz offen, man kann damit viel helfen und Wege aufzeigen. Manchmal will man noch etwas sagen, vielfach auch nicht, und dann spende ich die Lossprechung.»

Eugen Vogel erklärt: «Wenn die Firmlinge heute in Windisch zur Beichte kommen, so frage ich sie: ‹Was habt ihr zu beichten?› – Nichts,

11 Büchlein «Andenken an die erste hl. Kommunion», Privatbesitz Erika Widmer-Suter.
12 AvKG: A.11.04.2 Protokoll Kirchenpflege 29.8.2000.

sie haben doch keine Sünden. Wenn man mit ihnen über ihr Leben spricht, so erkennt man das und jenes, das dazugehören würde. Aber die frühere Praxis, wo man alle acht Tage beichtete, war absurd. Das Zermartern des Sündensuchens hatte schon Luther angeprangert. Noch in den Fünfzigerjahren war es üblich, vor der Messe zu beichten, damit der Kommunionsempfang mit reinem Herzen geschah.» Eugen Vogel illustriert die Übertreibung mit einer Episode aus seiner Zeit als Vikar: «In Aarau war Pfarrer Angst der Beichtvater des halben Aargaus: Er hörte nicht mehr so gut und wollte auch nicht alles so genau wissen. Als Vikar sass ich im Beichtstuhl daneben und hatte kaum Leute, während bei ihm sich die Leute stauten. Er gab die Lossprechung, kaum war jemand niedergekniet. Das merkten sich die Leute. Da gab es einen bösen Witz: Einmal musste Pfarrer Angst unbedingt den Zug erreichen. Er wusste nicht, wie er die Leute loswerden konnte. So sagte er: Es sollten nur noch diejenigen kommen, die schwere Sünden zu beichten hätten. Da gingen alle weg. Von hundert Menschen traf es einen, dem die Beichte wirklich half und nötig war. Das verflüchtigte sich nach dem Konzil. Heute hat die Beichte einen neuen Sinn, vor allem erlebe ich das beim Betreuen von Kranken. Vieles ist in der Kirche falsch gegangen. Manchmal muss etwas verloren gehen, damit man es neu entdecken kann.»

Beichtaufruf vor Weihnachten 1968

«An alle Beichtenden ergeht die dringende Mahnung, sich unter keinen Umständen an den Beichtstühlen vorzudrängen und länger Wartende zu überholen. Die schulpflichtigen Kinder erwarten wir jetzt am Samstag zur hl. Beichte, und zwar von 16 bis 18 Uhr. In dieser Zeit haben die Kinder den Vortritt, nicht aber am Dienstag.» Pfarrblatt Nr. 51, 20.12.1968

Beichte als Versöhnung

Die Zeit der Einzelbeichte war weitgehend vorbei. Reue und Umkehr wurden in neuer Form im Rahmen gemeinsamer Bussfeiern gefeiert. Diese wurden vor Weihnachten, Ostern und dem Eidgenössischen Dank-, Buss- und Bettag gehalten. Ums Jahr 2000 wurde das Versöhnungssakrament im Religionsunterricht neu aufgenommen als Versöhnungsweg. Hatte man früher eine Vorbereitung zur Erstbeichte, so erklärt man heute den Kindern das Sakrament als eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Lebensbereichen wie Familie, Schule, Freunde. Die sechs «B» der Beichte – Beten, Besinnen, Bereuen, Bekennen, Bessern, Bedanken – bilden die Grundstruktur des Versöhnungswegs. Damit gehen Überlegungen einher, wie Kinder und Erwachsene den Wert des Versöhnungs-Sakraments neu entdecken können. Mit Fragen nach den eigenen Stärken und Schwächen wird zum Innehalten und Nachdenken angeregt. Zum Abschluss des Versöhnungswegs gehört in der Pfarrei Brugg ein Gespräch mit einem Seelsorger. In der Pfarrei Windisch führt der Priester nach dem Versöhnungsweg ein Beichtgespräch mit Lossprechung.[12]